

Ralf Romahn

Kindstod

Mord in Berlin-Mitte
und andere Kriminalfälle

Das Neue Berlin

Sämtliche Inhalte dieser Leseprobe sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen ohne vorherige schriftliche Genehmigung weder ganz noch auszugsweise kopiert, verändert, vervielfältigt oder veröffentlicht werden.

Aus Gründen des Persönlichkeitsschutzes wurden alle Namen von Tätern und Opfern sowie Tatorte verfremdet. Namensgleichheiten sind dem Zufall zuzuschreiben.

Das Neue Berlin –
eine Marke der Eulenspiegel Verlagsgruppe Buchverlage

ISBN Buch 978-3-360-01354-5

ISBN E-Book 978-3-360-50165-3

1. Auflage 2019

© Eulenspiegel Verlagsgruppe Buchverlage GmbH, Berlin

Umschlaggestaltung: Buchgut, Berlin, unter Verwendung eines Motivs von Jakub Krechowicz, AdobeStock

www.eulenspiegel.com

Inhalt

Der freundliche Hochstapler 7

Martina 83

Kindstod 169

Kindstod

Die Meldung schreckte auf. Und das auf jeder Ebene. Auf der politischen sowieso. Berlin wurde 750 Jahre alt. Auf das Jubiläum in der Hauptstadt durfte kein Schatten fallen. Eine Kindesentführung war ein Schatten. Gewiss, rund um die Welt wurden an jedem Tag Kinder gekidnappt, schlimm genug. Aber doch nicht bei uns! Die Führung hatte das Versprechen abgegeben, dass jeder Bürger der DDR sich geborgen und sicher fühlen dürfe, das schloss die Abwesenheit von Verbrechen und Verbrechern ein. Theoretisch. Das Leben sah wie immer ein wenig anders aus.

Auch bei uns war der Teufel los, als gegen 15 Uhr die Meldung über die 110 beim Offizier des Hauses in der Keibelstraße einging. Hauptmann Werner Arndt, die rechte Hand des Inspektionsleiters in Berlin-Mitte, handelte sofort entsprechend der in solchen Fällen üblichen Vorgaben. Er löste Großalarm aus und informierte mich als den Stellvertretenden K-Leiter und Chef der Untersuchung, zuständig für alle strafrechtlich relevanten Vorkommnisse im

Territorium. Ich war auch für die Verbindung zur Staatsanwaltschaft verantwortlich.

Schutzpolizisten, Abschnittsbevollmächtigte (ABV), Freiwillige Helfer der Volkspolizei und natürlich die Kriminalisten wurden mobilisiert, etwa hundertfünfzig Personen machten sich auf, das verschwundene Kind zu finden. Die Grenztruppen bekamen ebenfalls Nachricht, sie sollten an den Übergängen besonders aufmerksam sein. Unweit vom Ort, an dem das als vermisst gemeldete Kleinkind zum letzten Mal gesehen worden war, lag der Grenzübergang Invalidenstraße. Auch diese Möglichkeit konnte nicht ausgeschlossen werden, dass das Kind nach Westberlin verbracht werden sollte, wenn es nicht gar bereits dort war. Und natürlich bekam auch das Ministerium für Staatssicherheit diese Informationen; die Nachricht ging an die beiden Vertreter der Bezirksverwaltung, die ihr Büro in der fünften Etage unseres Hauses hatten, und an die Kreisdienststelle unweit des Hausvogteiplatzes. Das hatte allenfalls informellen Charakter, aus dem sich keine Weiterungen ergaben.

Arndt schickte die Fahndungsgruppe aus dem Kommissariat 5 – die beiden Hauptleute Günter Helm und »Tutte« Lehmann sowie Oberleutnant Peter Krüger – ins Revier 14. Die dortige Revierkriminalstelle leitete Hartmut Barbick, Hauptmann der K, ein umsichtiger und kompetenter Mann, ich schätzte ihn sehr. In Mitte gab es insgesamt vier

Revierkriminalstellen, für die ich zuständig war. Dazu gehörten neben jener in der Brunnenstraße das Revier 1 in der Französischen Straße, 4 in der Chausseestraße sowie 6 in unserem Hause in der Keibelstraße. Nur die Götter wussten, warum die Bezeichnungen sprangen und die Ziffern nicht der Chronologie folgten. Da solch merkwürdige Zählweisen auch beim Militär, den Grenztruppen und der Staatssicherheit Usus waren, vermutete ich, dass es sich um eine Erfindung des Großen Bruders handelte. Von dem hatten wir nicht nur das Siegenlernen übernommen, sondern auch fragliche Methoden der Tarnung.

Ich kommandierte zwei Kriminalistinnen aus dem Kommissariat 7 ins Revier, damit sie sich um die Frau – im Polizeideutsch: die Geschädigte – kümmerten, denn die Fahndung folgte dem Verdacht einer Kindesentführung und konzentrierte sich ausschließlich auf die Suche nach dem verschwundenen sechsmonatigen Jungen.

Ich nahm Kontakt zu Barbick auf, er wollte sich mit mir über die ersten Maßnahmen verständigen, was insofern überflüssig und somit unnötig war, als Hartmut erfahren und Manns genug war, diese selbst zu organisieren. Doch in einem hierarchisch strukturierten Betrieb wie dem unsrigen wollte stets die nächsthöhere Instanz laufend ins Bild gesetzt werden. Darüberhinaus existierten diverse Informationskanäle und Unterstellungsverhältnisse, die alle bedacht und berücksichtigt werden mussten.

Auch schon wegen der politischen Dimension.

Jedes Gewaltverbrechen in der Hauptstadt hatte naturgemäß eine politische Dimension, also bedurfte es des »großen Bestecks«. Wenn sich das Verbrechen schon nicht hatte verhindern lassen, so musste es sofort und unverzüglich aufgeklärt werden.

Das geschah meist unter Ausschluss der Öffentlichkeit. Die Bevölkerung wurde nur in sehr seltenen Fällen in der Presse informiert, sofern es sich nicht vermeiden ließ oder wenn deren Mitwirkung nötig wurde, um etwa Personen zu identifizieren oder wenn Zeugen gebraucht wurden. Die zurückhaltende Berichterstattung über die Tätigkeit der Kriminalpolizei, auch der VP insgesamt, war der allgemeinen Informationspolitik geschuldet. Die Erfolgsmeldungen hatte dort Vorrang. Über die Ärgernisse und Unzulänglichkeiten des Alltags las man in der Tagespresse weniger.

Dieses auffällige Missverhältnis zwischen der Wirklichkeit und deren Widerspiegelung in den Medien wurde in vielen Witzen reflektiert, die selbst in Parteiversammlungen erzählt wurden. »Kommt ein Bürger zum ABV und sagt, er wolle ausreisen. Der ABV versteht das nicht, denn ihm ist der Mann als ein bewusster Staatsbürger bekannt. ›Sie wollen der DDR den Rücken kehren? Das verstehe ich nicht. Sie als Genosse ...‹ Der Mann besteht hartnäckig auf seinem Ausreiseantrag. ›Wohin?«, fragt schließ-

lich der ABV genervt, ›wo wollen Sie hin, Bürger?‹
Darauf sagt der Mann: ›In die DDR!‹

Der Polizist schaut ihn entgeistert an, als habe er ihn nicht richtig verstanden: ›Aber da leben Sie doch bereits.‹ Der Mann schüttelt den Kopf: Nein. Er wolle in jene DDR, über die in unseren Medien berichtet wird.«

Ich rief Barbick an. Erzähle, forderte ich ihn auf. Das war aber nicht die Ansage eines Chefs, der seinen Unterstellten examinierte, sondern ein kameradschaftliches Auskundschaften. So verstand er es auch. Kompetenzgerangel war uns beiden fremd. Wir standen auf vertrautem Fuße.

Eine Frau Schafranek habe das Verschwinden ihres Kindes über den Notruf angezeigt. Sie sei in der Kaufhalle in der Tieckstraße gewesen, habe, wie üblich, vorm Eingang den Kinderwagen abgestellt und war dann kurz einkaufen. Bei ihrer Rückkehr fand sie den Wagen leer, der Junge war spurlos verschwunden. Jetzt sei sie wieder daheim.

Er habe, so Hauptmann Barbick weiter, Marianne Piech und Claudia Ruth, die beiden Kriminalistinnen aus der Keibelstraße in die Wohnung der Frau geschickt. Sie sollten sich um sie kümmern und für die weitere Fahndung eruieren: Was trägt das Kind, wie sieht es aus, gibt es Besonderheiten? Der zweite Grund des Besuches diene natürlich der Feststellung der häuslichen Verhältnisse: Wie ist die Wohnung ausgestattet? Ist sie in Ordnung oder

herrschten unzumutbare Verhältnisse vor? Konnten aus den sozialen Bedingungen Schlüsse auf ein mögliches Tatmotiv gezogen werden? Am Anfang musste schließlich in alle Richtung ermittelt werden. Und vermutlich brauchte die Mutter psychologischen Beistand. Wenn einem das Kind geraubt wird, löste das in den meisten Fällen einen Schock aus.

»Die Absuche läuft also«, sagte Barbick, »achtzehn Uhr wollen wir uns zur ersten Auswertung treffen und die nächste Maßnahmen besprechen, sofern die erste Suche keine Ergebnisse bringen sollte.«

»Ich komme dazu«, sagte ich, denn Oberst Werner Gutzeit, der Chef der VP-Inspektion Mitte, würde spätestens bei der nächsten Morgenrunde minutiös Auskunft von mir haben wollen. Und ihm saß der Erste der SED-Kreisleitung im Nacken, der sich natürlich bei seinen Chefs in der Bezirksleitung als kundig und kompetent beweisen wollte. So griff denn ein Rädchen ins nächste, alle drehten sich. Drehte einer durch oder hakte es an einer Stelle, konnte die gesamte Maschinerie ins Stottern geraten.

Gegen sechs fuhr ich mit dem Dienstwagen hinüber zum Revier 14.

Inzwischen hatte Leutnant der K Piech die Mutter zu uns in die Inspektion in der Keibelstraße gebracht. Schon auf den ersten Blick war mir klar, dass wir sie als erstes unserer Ärztin im Hause vorstellen mussten. Frau Schafranek war völlig aufgelöst und am Rande des Nervenzusammenbruchs. Der Verlust

des Kindes hatte sie derart mitgenommen, dass sie sich unfähig zeigte, auf meine Fragen vernünftig und logisch zu reagieren. Ihre Ausführungen waren wirr, keinen Satz brachte sie korrekt zu Ende, sie sprang in der Mitte zum nächsten Thema, stammelte und stotterte, wurde von Heulattacken geschüttelt. Verstummte, schrie wieder laut ...

Nur mühsam konnte ich aus den Satz Fetzen filtern, dass sie Verkäuferin und ihr Mann Kraftfahrer und nach Dresden unterwegs sei, wobei ich nicht verstanden hatte, ob er noch heute zurückkommen würde oder erst morgen. Telefonisch sei er jedenfalls nicht zu erreichen, soweit hatte ich die Mittzwanzigerin verstanden.

Marianne nahm sie in ihre Obhut und ging mit ihr zur Ärztin, deren Behandlungszimmer sich in der fünften, also in der Etage über der unsrigen befand.

Das Revier 14 war ein unlängst fertiggestellter Plattenneubau an der Kreuzung Brunnen-/Invalidenstraße und stand diagonal gegenüber dem Institut für Modegestaltung. Jenes wuchtige Gebäude war um die Jahrhundertwende als Warenhaus am Weinberg errichtet worden, seit den frühen Fünfzigern machte man dort Mode. Seit Stunden regnete es, die Nässe hatte die Sandsteinfassade dunkel gefärbt. So wirkte das dominante Bauwerk noch eine Spur bedrohlicher.

Laut brandete der Verkehr von allen Seiten über die Kreuzung, Straßenbahnen quietschten um die

Ecke, nirgendwo konnte man parken. Das Revier verfügte jedoch im Innenhof über einige Stellplätze, wie ich wusste, und war mir sicher, dass ich dort ein Plätzchen finden würde. Es war schließlich bereits nach Feierabend, die Mehrzahl der Genossen, so sie nicht in die Suche nach dem vermissten Kind aktiv eingebunden waren, hatte sich schon nach Hause verflüchtigt.

Im Sitzungsraum warteten bereits etliche Personen. Manche kannte ich vom Sehen, einige mit Namen. Auch der Revierleiter war gekommen, Major Pfeiffer. Er hatte vermutlich die »Feuerzangenbowle« gesehen und benutzte den dort von Heinz Rühmann gebrauchten Spruch auch für sich, wenn er sich vorstellte: »Pfeiffer mit drei Eff.«

Ich grüßte mit Kopfnicken in die Runde. Barbick kam auf mich zu und sagte nur: »Nichts.«

Das war zu befürchten.

Dann klatschte er in die Hände und erklärte, dass wir jetzt anfangen würden. Die Zeit dränge, die Suche müsse mit Intensität weitergehen, bisher sei sie ohne greifbares Ergebnis geblieben.

»Tragen wir zusammen, was wir haben und was wir wissen. Bitte.« Er erteilte Claudia Ruth als Erste das Wort.

Während die Kriminalistin berichtete, musterte ich aufmerksam die Anwesenden. Nicht alle hatten einen Stuhl gefunden, einige lehnten an der Wand mit dieser schrecklich gemusterten Bürotapete, mit

der das ganze Haus beklebt worden war. Offenkundig irgendwelche Ladenhüter, deren Abnahme der Handel oder die sogenannten Endverbraucher verweigert hatten. Von der Stirnseite grüßten die beiden Generale: der Generalsekretär und der Innenminister. So wie es die Innendienstordnung des Ministeriums vorschrieb.

»Wir haben die Mutter in ihrer Wohnung angetroffen«, berichtete die Kriminalistin aus dem Kommissariat 7, welche erst vor Kurzen von der Schule in Aschersleben zu uns in die Inspektion Mitte gekommen war. »Diese liegt gleich um die Ecke zur Kaufhalle.«

Die junge Frau mit dem Pferdeschwanz schaute in ihr Notizbuch, das sie wie ein Gebetbuch vor ihrem Bauch gehalten hatte. »In der Gartenstraße. Altbau. Deckenhöhe dreimetersechzig.«

Ringsum wurde gestöhnt. Vermutlich waren das die Mieter ähnlicher Wohnungen, die wussten, wie viel Kohle dort aus dem Keller im Winter hinaufzutragen waren, um die riesigen Räume zu beheizen. Ich kannte das, ich wohnte selbst in einer solchen im Prenzlauer Berg.

»Die Wohnung war aufgeräumt, sehr bescheiden eingerichtet, aber sauber und ordentlich. Mit einem eigenen Zimmer für den Jungen.«

»Gibt es Geschwister?«, fragte einer aus der Runde.

Leutnant Ruth schüttelte den Kopf. »Wir haben nur ein Bettchen gesehen. – Nichts deutete darauf

hin, dass das Kind vernachlässigt worden wäre, was man als Indiz dafür nehmen könnte, dass es nicht gewollt ist oder als lästig empfunden würde. Nein, alle Indizien deuten auf einen liebevollen Umgang hin. Und der Zustand der Mutter spricht für sich.«

Hm, warf einer ein, die Verstörung der Mutter könne man so und auch so interpretieren.

»Wie meinst du das?«, hakte Barbick ein.

»Na, es kann so gewesen sein, wie die Mutter es uns geschildert hat: Sie kommt aus der Kaufhalle und das Kind ist weg. Sie ruft völlig entsetzt aus dem Büro der Kaufstellenleiterin die 110 an. Wir schließen sofort auf Kindesentführung, weil sie es uns so dargestellt hat. Ja, stimmt, wir haben schon Fälle gehabt, wo Frauen, die ihr Kind durch Fehl- oder Totgeburt verloren hatten, sich auf diese Weise ›Ersatz‹ besorgten. Häufiger kam vor, dass Kinderwagen geklaut oder in Hausfluren angesteckt wurden. Aber das trifft in unserem Fall nicht zu. Hier ist ein Kind verschwunden, und wir nehmen gleich an, es sei gestohlen, also entführt worden. Weil es die Mutter behauptet hat.«

Wieso er auf solche Gedanken käme, erkundigte sich einer bei Hauptmann »Tutte« Lehmann, von dem ich nicht wusste, wie er zu seinem Spitznamen gekommen war. Vom Vornamen konnte der nicht abgeleitet worden sein. Lehmann hieß Horst. Wieso zweifle er an einer Entführung, fragte einer aus der Runde.

»Naja, ich habe aus Prinzip etwas gegen diesen Begriff. Entführungen erfolgen doch in der Regel zum Zwecke der Erpressung. Wann jemals ist in der DDR ein Säugling oder Kleinkind gekidnappt und die Eltern erpresst worden? Mir ist kein Fall bekannt«, sagte »Tutte«. Aber nicht nur aus diesem Grunde sei er skeptisch.

»Was nicht heißt, dass es keine Entführung sein könnte«, warf Barbick ein.

Lehmann nickte. »Das stelle ich nicht in Zweifel. Ja, und ich kenne auch den Fall in Dresden. Für die jüngeren Kollegen: Dort war 1984 ein fünfmonatiger Säugling zwischen Weihnachten und Silvester gestohlen worden. Die Eltern hatten den Kinderwagen zwischen andere Wagen am Eingang des Centrum-Warenhauses abgestellt, weil alle Plätze in der Kinderbetreuung des Kaufhauses belegt waren. Als sie nach einer halben Stunde vom Einkaufsbummel zurückkamen, war ihr Felix weg. Das löste die größte Suchaktion in Dresden aus, die es jemals dort gegeben hatte.«

Ich erinnerte mich. Auch an die widerlichen Begleiterscheinungen.

Eine Woche nach dem Verschwinden von Felix hatte man ein krankes Kind in Dresden-Neustadt entdeckt. Der etwa einjährige Junge lag in einem Flur in einem Karton mit kyrillischen Zeichen, wies einige Operationsnarben auf, deren Charakter, wie die Gerichtsmediziner urteilten, auf eine Behand-

lung in einem sowjetischen Militärlazarett deuteten, zumal dem Kind die üblichen Impfspuren fehlten. In der DDR bestand seit 1953 eine gesetzliche Impfpflicht. Neben den Pocken wurde unter anderem gegen Diphtherie, Keuchhusten, Wundstarrkrampf, Kinderlähmung und Tuberkulose vorgegangen. Ab 1970 war auch die Impfung gegen Masern Pflicht. Ohne die entsprechenden Einträge im Impfausweis wurde das Kind weder in der Krippe noch im Kindergarten aufgenommen. Und auch bei der Schulaufnahme mussten die Eltern das Papier vorlegen. Wer sein Kind von der Pflichtimpfung vorsätzlich oder fahrlässig fernhielt, bekam eine Ordnungsstrafe zwischen zehn und fünfhundert Mark aufgebürstet. Schon in der ersten Lebenswoche gab es die BCG-Impfung, es folgten im zweiten Monat die erste von insgesamt drei Polio-Schluckimpfungen und so weiter. Bis zur Vollendung des ersten Lebensjahres wurde mindestens sechs Mal gepiekt und geschluckt. Das schrieb der Impfkalender vor, der seit 1984 als Rechtsvorschrift galt. Jenes Kind aber hatte keine kreisrunden Pockennarben auf dem Oberarm, weshalb man schloss, es könne sich um kein DDR-Kind handeln.

Wegen des Kartonaufdrucks, der fehlenden Impfnarben und weil Zeugen bei den Kinderwagen am Kaufhaus eine angeblich russisch aussehende Frau gesehen haben wollten, machte rasch das Gerücht die Runde, dass der gestohlene Felix gegen einen

kranken Jungen aus einer sowjetischen Militärfamilie getauscht worden sein könnte. Die Russen hätten nicht mit einem kranken Kind in die Sowjetunion zurückkehren wollen.

Es fanden sich für diese Unterstellung keinerlei Hinweise oder gar Belege, vermutlich hatte das Verschwinden des einen Jungen mit dem Auffinden des anderen überhaupt nichts zu tun, die zeitliche Nähe war gewiss zufällig. Felix wurde nie gefunden, das Findelkind kam in eine Pflegefamilie. Aber die Gerüchteküche brodelte und bediente Ressentiments.

Ich meldete mich zu Wort. »Sag mal, Tutte, was lässt dich an der Darstellung der Mutter zweifeln?«

»Kennst du die Kaufhalle? Nein. Die steht leicht erhöht, man muss die Kinderwagen unten an der Treppe auf einem gepflasterten Platz abstellen. Sie habe, sagte mir die Verkaufsstellenleiterin, in der fraglichen Zeit aus ihrem Bürofenster keinen Kinderwagen dort stehen sehen. Außerdem hatte es zu regnen begonnen. Das heißt, es hätte der Platz, auf dem der Kinderwagen gestanden haben sollte, wenn nicht trocken, aber doch nicht so durchnässt gewesen sein dürfen wie die Fläche ringsum.«

Das ist logisch, reagierte Barbick. »Du hast mit der Kaufhallenchefin gesprochen?«

»Ja, ausführlich«, meldete sich jetzt auch Hauptmann der K Günter Helm zu Wort. »Sie hat sich natürlich erst um die Mutter gekümmert, die aufgeregt in ihr Büro gestürmt kam, um zu telefonieren. Erst

hinterher, nachdem sie gegangen war, hat sie auf den Vorplatz geschaut, und da war eben alles gleichmäßig nass. Da sei ihr auch die unbewusst gemachte Beobachtung, keinen Wagen gesehen zu haben, klar geworden.«

Der lebhafteste Diskurs schien irgendwie die Fantasie aller zu beflügeln, weshalb Hauptmann Barbick meinte bremsen zu müssen. Es gebe keinen Anlass, aus dem Opfer eine Täterin zu machen. Einige Widersprüche müssten nicht gleich ihre Darstellung grundsätzlich in Frage stellen. Die Frau Schafranek stehe zweifellos unter Schock, da müsse nicht alles stimmen, was sie von sich gibt. »Oder was meinst du, Ralf?«

Ich schreckte aus meinen Gedanken auf. »Das sehe ich nicht anders. Trotzdem würde ich Tuttes Gedanken konstruktiv aufgreifen. Jemand sollte mal in der Charité und umliegenden Entbindungseinrichtungen nach Tot- und Fehlgeburten recherchieren. Die von solchen Schicksalsschlägen getroffenen Frauen befinden sich natürlich in einer psychischen Ausnahmesituation. Das medizinische Personal, die Hebammen und Geburtshelfer spüren, ob unter diesen Frauen auch welche waren, die potenziell zu einer solchen Aktion fähig sind«, warf ich ein.

»Wir sollten auch nach Frauen fragen, die wegen Kinderlosigkeit in Behandlung sind«, ergänzte Peter Krüger. »Es gibt doch etliche Paare, bei denen alle medizinischen Kunstgriffe der Befruchtung ergeb-

nislos blieben. Ein unerfüllter Kinderwunsch kann mitunter zu Kurzschlussreaktionen führen.«

Barbick nickte. »Gute Idee. Peter, übernimmst du diesen Komplex?« Er blickte zu Oberleutnant Krüger. »Du kannst es ja erst einmal telefonisch versuchen.«

Der Leiter der Kriminaldienststelle vom Revier 14 schloss die Dienstberatung mit der Maßgabe, die Umgebung weiter intensiv abzusuchen. »Schaut in jeden Hof, jeden Keller, auf jeden Boden, hinter jede Mülltonne und in jeden Container. Dreht jeden Stein um. Grast die Kinderspielplätze und Schmutzdecken ab, guckt euch leerstehende Wohnungen an. Natürlich können wir völlig irren und das Kind liegt in irgendeinem warmen Bettchen. Das heißt, diese Suche ist ganz und gar unnötig und führt zu nichts. Wir müssen jedoch in alle Richtungen ermitteln, auch in die eines Gewaltverbrechens. Wir dürfen uns nicht den Vorwurf einhandeln, wir hätten unterlassen, das Areal akribisch abzusuchen. Was ist, wenn Halbwüchsige sich einen Jux gemacht und das Kind versteckt haben? Und wir sollten nach Zeugen suchen: in der Kaufhalle, in der Nachbarschaft, im Umfeld ...

Ist zur Zeit jemand in Schafraneks Wohnung? Wo ist sie überhaupt im Moment?«

Die Frau sei in der Inspektion in ärztlicher Betreuung. »Ich habe aber die Wohnungsschlüssel.«

»Das ist gut«, sagte Barbick. »Ich schlage vor, dass du dort wartest. Irgendwann wird der Mann

kommen oder vielleicht ein anderer Familienangehöriger.«

»Ob es Familie gibt, haben wir in der kurzen Befragung nicht in Erfahrungen bringen können«, ergänzte ich. »Aber sie hat angedeutet, dass ihr Mann Kraftfahrer bei einer Spedition sei. Schon möglich, dass er irgendwann zu Hause aufkreuzt. Ich bin auch dafür, dass Leutnant Ruth in der Wohnung Stellung bezieht.«

Die Truppe löste sich auf, die Polizisten gingen auseinander und zu ihren Einsatzorten und -gruppen. Ich kehrte zurück in die Keibelstraße. Inzwischen hatte der Regen noch zugenommen, dicke graue Wolken verdunkelten den Himmel, von Abenddämmerung keine Spur. Menschen eilten mit Regenschirmen auf den Bürgersteigen dahin, nichts war anders als an anderen Tagen. Und irgendwo barmte eine Mutter um ihr verloren gegangenes Kind, ohne dass die Welt es zur Kenntnis nahm. So war das immer. In letzter Konsequenz blieb jedes Opfer am Ende stets allein, Leid ließ sich nicht teilen oder wurde dadurch geringer, dass andere davon Kenntnis nahmen. Und wenn ich mich selbst beobachtete und mal neben mich trat, so musste ich mir eingestehen, dass mich das Schicksal anderer zwar betroffen machte, dass ich davon berührt würde, doch letztlich blieb eine Distanz, weil ich mein Mitleid zwangsläufig dosieren musste. Andernfalls bliebe ich auf der Strecke und schaffte es nicht

bis zur Rente. Meine Mitleidensfähigkeit blieb darum überschaubar.

Während ich aufs Gaspedal trat und durch Pfützen fegte, formte sich mein Entschluss. Die vorgetragenen Zweifel bei der Dienstberatung hatten mich nachdenklich werden lassen. Ich konnte nicht sagen, was konkret mich verunsicherte, die aktuelle Datenlage war dürftig. Doch mein Bauchgefühl sagte mir, dass etwas nicht stimmte. Nur was? Das verriet mir mein Bauch nicht.

In der Inspektion erwartete mich Marianne Piech in meinem Büro. Die junge Mutter saß neben ihr, allerdings merklich ruhiger als vorhin. Die Ärztin hatte ihr offensichtlich etwas gegeben, um das Nervenflattern zu unterdrücken.

»Können wir sprechen?«

Die Frau schwieg. Marianne antwortete für sie. »Ja, ich denke schon.«

Ich schaute Frau Schafranek ins blasse Gesicht. Das wurde von einem dunklen Pony umrahmt, den sie sich wohl bei Mireille Mathieu abgeschaut hatte. Mit der Französin schien sie auch die Größe zu teilen. Sie war klein und zierlich, aus dem schmalen Gesicht ragte eine Stupsnase hervor, der Mund darunter war um einiges zu breit. Aber die Lippen hatten sanfte, sinnliche Kurven. Die verheulten Augen waren sichtlich gerötet.

Die ganze zerbrechliche Erscheinung weckte in mir Mitleid.